

Gastkolumne

Attraktive Frauen haben es einfacher im Beruf

Dass schöne Frauen auf dem Arbeitsmarkt einen Vorteil haben, liegt an der Evolution. Aber anders, als man denkt



Katja Rost

Neulich habe ich mit Arbeitskollegen auf einer Zugfahrt diskutiert, ob es gutaussehende Frauen im Berufsleben möglicherweise einfacher haben. Schaut man sich Frauen in Machtpositionen an, etwa Verwaltungsrätinnen oder Managerinnen, so fällt auf, dass viele der Frauen überdurchschnittlich attraktiv sind. Findet auf Arbeitsmärkten eine Diskriminierung von weniger attraktiven Frauen und von Männern statt?

Tatsache ist, dass sich Attraktivität - ganz unabhängig vom Geschlecht - auszahlt: Gutaussehende Menschen verdienen fünf bis zehn Prozent mehr Lohn. Tatsache ist auch, dass Schweizer Haushalte durchschnittlich 400 Franken pro Monat für Kleidung und Kosmetik ausgeben. Bei gutverdienenden Singles können es sogar 1000 Franken monatlich sein.

Aber wie funktioniert die Kausalität? Ist das Aussehen ausschlaggebend für den Lohn? Oder der Lohn für das Aussehen? Gutverdienende Personen sind ja vielleicht auch deswegen attraktiv, weil sie über die dafür nötigen finanziellen Mittel verfügen und weil sie sich in einem sozialen Umfeld bewegen, das auf die äusserliche Erscheinung hohen Wert legt. In der Tat erklärt dies einen Teil des Unterschieds: Arme Menschen sind häufiger übergewichtig und mit zunehmendem

dem Alter weniger attraktiv, weil sie sich gesunde Ernährung, Zahnarzt, Körperpflege nicht leisten können und weil ihr Umfeld hierauf weniger Wert legt. Umgekehrt sind reiche Menschen oft attraktiver, weil sie sich teure Kosmetika, Kleidung, Botox, gesunde Ernährung leisten können und weil ihr soziales Umfeld dies einfordert.

Hinzu kommt, dass Lohnunterschiede nur dann diskriminierend sind, wenn sie bei gleicher Arbeitsleistung bestehen. Gutaussehende Menschen wählen aber oft Berufe, bei denen Attraktivität lohnrelevant ist. Beispielsweise Tätigkeiten mit Kunden- oder sozialem Kontakt. Hier zahlt der Markt höhere Löhne. Experimente bestätigen, dass Attraktivität bei Verhandlungsaufgaben zu höheren Prämien führt. Bei analytischen Aufgaben oder Dateneingaben ist Attraktivität dagegen nicht lohnrelevant.

Trotzdem bleibt eine Restvarianz, die nur mit dem Aussehen erklärt werden kann: Die Ökonomen James Andreoni und Ragan Petrie zeigen in Experimenten, dass attraktive Personen höhere finanzielle Zuwendungen von anderen erhalten als unattraktive. Die Forscher begründen dies damit, dass attraktive Personen als hilfsbereiter eingeschätzt werden. Weil es sich dabei aber um ein Vorurteil handelt, gibt es ausgleichende Gerechtigkeit: Merken andere, dass attraktive Personen Trittbrettfahrer sind, die keinen eigenen Beitrag leisten, bestrafen sie diese härter als unattraktive Trittbrettfahrer. Der Grund: Man fühlt sich um das positive Vorurteil betrogen. Der Anfangsbonus attraktiver Personen wird mit der harten Bestrafung wieder abgezogen.

Existieren nun Geschlechterunterschiede bei der Leistungsbeurteilung attraktiver Menschen? Der Soziologe Tobias Wolbring



Allerdings müssen auch schöne Frauen die Erwartungen erfüllen. Tun sie das nicht, nützt ihnen ihre Schönheit nicht, sondern schadet.

demonstriert in Längsschnittstudien und Befragungsexperimenten, dass sich Attraktivität in der Tat besonders für Frauen lohnt. Sowohl weibliche als auch männliche Studierende beurteilen die Lehrveranstaltungen von attraktiven Dozentinnen mit Abstand besser als die Veranstaltungen von weniger attraktiven Dozentinnen und von attraktiven und weniger attraktiven Dozenten. Dieser Effekt gilt aber nur bis zum Schreiben der Klausur. Danach gleichen die Studierenden ihre anfänglichen Erwartungen mit den tatsächlichen Leistungen der Dozierenden ab. Werden die Erwartungen nicht erfüllt, erhalten attraktive Dozierende schlechtere Evaluationen als weniger attraktive Dozierende. Fatal ist dieser Effekt für die attraktiven Männer: Weil ihr Anfangsbonus geringer ausfällt als der der attraktiven Frauen, fällt der Abstrafungseffekt besonders hoch aus. Lehrveranstaltungen attraktiver Männer werden bei Nichterfüllung von Erwartungen am schlechtesten beurteilt.

Was beweist: Attraktive Frauen haben auf Arbeitsmärkten tatsächlich bessere Startbedingungen als alle anderen Gruppen. Allerdings müssen auch schöne Frauen die Erwartungen erfüllen. Tun sie das nicht, nützt ihnen ihre Schönheit nicht, sondern schadet. Ihr Schaden fällt aber geringer aus als der Schaden für schöne Männer. In der Berufswelt mag das ungerecht sein. Der Grund für die Ungleichbehandlung der Geschlechter liegt in der Evolution. Und aus dieser Sicht ergibt der Bonus für die Frauen einen Sinn: Frauen können weniger Nachfahren produzieren als Männer und damit der Spezies auch weniger schaden.

Katja Rost ist Soziologieprofessorin an der Universität Zürich.



Medienkritik

Nicht jede Premiere ist historisch



Stephan Klapproth

Damals klang das so: «Im Umgang mit Superlativen ist Vorsicht geboten, sie nutzen sich leicht ab. Aber heute Abend darf man einen riskieren: Dieser 9. November ist ein historischer Tag.» Selbst als 1989 die Berliner Mauer fiel, überlegte Hanns Joachim Friedrichs als Moderator der «Tages-themen» zweimal, ob er sich die Frivolität eines Superlativs gestatten sollte. Das kann man von 99 Prozent der Medienleute nicht behaupten, die von Donald Trumps «historischem» Schritt berichteten, als der US-Präsident am letzten Sonntag das drei Zentimeter hohe Mäuerchen überstieg, das die Demarkationslinie zwischen Süd- und Nordkorea markiert.

Auf Anhieb haben sie recht: Das gab es noch nie, dass ein amtierender US-Präsident nordkoreanischen Boden betrat. Aber ist alles, was es noch nie gab, historisch? Sollte es Queen Elizabeth belieben, an einem Weitspuckwettbewerb teilzunehmen, wird dann die Schlagzeile «Historisch» die Weltmedien prägen?

Mit Hanns Joachim Friedrichs sollten Journalisten das Wort «historisch» reservieren für Momente, die den Weltenlauf ändern. Trump, ein begnadeter TV-Illusionist, füttert die Medien mit Postkartenmotiven, die Veränderung vortäuschen. Dabei will er, anders als einst Kennedy oder Reagan, Diktatoren stabilisieren, um mit ihnen gute Deals abzuschliessen. Wenn Kim und Trump sich an der nordkoreanischen Grenze ansäuseln, wollen sie die historische Entwicklung zu mehr Freiheit stoppen, nicht forcieren.

Nur Wortklauberei? Nein, die Verwendung des Worts «historisch» in den Schlagzeilen überschattete auch teils brillante vertiefende Analysen des diktatorischen Stillstands - etwa von NZZ-Mann Peter Winkler aus Washington oder von Thomas Stalder in der SRF-Tagesschau.

Adjektive sind natürlich frei. Aber, wie Friedrichs wohl sagen würde: Im Umgang mit Autokraten ist Vorsicht geboten.

Stephan Klapproth ist Ex-Newsanchor, Uni-Dozent und Kongressmoderator.

49 Prozent

Väter können das – wenn man sie lässt



Patrick Imhasly

Kürzlich hat das Obergericht des Kantons Bern in einem Scheidungsprozess einem Mann verboten, sein Arbeitspensum auf 70 Prozent zu reduzieren. Wie die Zeitung «Der Bund» berichtete, wollte der Mann künftig mehr Zeit haben, um sich in der neuen Beziehung besser um seinen Sohn sowie um die Tochter seiner Freundin kümmern zu können. Mit einem kleineren Pensum, so die richterliche Begründung, würde der Mann aber weniger verdienen und könnte der Ex-Frau, die seinen anderen Sohn betreut, nicht mehr dieselben Alimente zahlen.

Oder der Klassiker: Eine Mutter will ein Wochenende mit einer Freundin verreisen. Damit sie dies ruhigen Gewissens tun kann,

erteilt sie ihrem Mann detaillierte Anweisungen, wie er die Kinder je nach Wetter zu kleiden habe, und hält ihn an, den ganzen Nachmittag auf dem Spielplatz zu verbringen und nicht bei der ersten Gelegenheit mit dem Kinderwagen eine Gartenkneipe für ein Bierchen anzusteuern.

Das Phänomen hat einen Namen: Daddy-Shaming. Von den Vätern wird heute verlangt, dass sie sich an der Familien- und Hausarbeit fair beteiligen. Wenn sie das aber auf ihre Weise tun, ist es auch wieder nicht recht. Sie werden nicht ernst genommen oder in den Senkel gestellt. Wie eine amerikanische Studie zeigt, erntet mehr als die Hälfte aller Väter Kritik für ihre Entscheidungen, die sie jeweils in Bezug auf die Kinder treffen. Schelte gibt es vor allem von ihren Partnerinnen, aber auch die Grosseltern mäkeln gerne am väterlichen Erziehungsstil herum.

Am häufigsten werden die Väter dafür kritisiert, wie sie ihre Kinder sanktionieren, wenn diese sich nicht an die Regeln halten. Zwei von fünf Vätern müssen sich aber auch dafür rechtfertigen, was sie den Kindern zu essen geben. Als ob es beim Rüeblen in der

Znüniobox um Leben oder Tod ginge. Jeweils einem Drittel der Väter wird vorgeworfen, dass sie mit den Kindern entweder zu wenig aufmerksam seien, weil sie etwa ständig aufs Handy starteten, oder dass sie sich im Spiel mit ihnen zu grob verhielten. Auch um den Schlaf und die äussere Erscheinung der Kleinen kümmern sich die Väter laut den Kritikerinnen oft zu wenig hingebungsvoll.

Eine besonders perfide Form von Daddy-Shaming zeigt sich im Aussprechen von absurdem Lob, zum Beispiel für jenen Vater, der es schafft, seine Söhne morgens rechtzeitig und mit einheitlichen Socken an den Füßen in die Schule zu schicken. Oder für einen anderen Vater, der es fertigbringt, ganz allein mit den Kindern und viel Gepäck im Zug von A nach B zu reisen. Solche gutgemeinten, aber scheinheiligen Würdigungen reduzieren die Väter zu Tanzbären, denen in Sachen Familienarbeit im Grunde nichts zuzutrauen ist.

Dabei weiss man inzwischen aus der psychologischen Forschung: Die Väter sind in ihrer ganz eigenen Art für das Gedeihen der Kinder wichtiger, als wohl manch einer Mutter lieb ist. Väter reden unverblümters als



Väter sind in ihrer ganz eigenen Art für das Gedeihen der Kinder wichtiger, als wohl manch einer Mutter lieb ist.

Mütter und gebrauchen ein anderes Vokabular, das verbessert die Ausdrucksfähigkeit der Kinder, wenn sie sich später in der weiten Welt zurechtfinden müssen. Und wenn die Väter im Spiel mit ihren Kindern diese echt herausfordern und scheinbar willkürlich immer wieder die Regeln ändern, dann wirkt das auf die Kinder nicht unfair, sondern anregend. Väter gehen im Umgang mit ihren Kindern mehr Risiken ein als Mütter und fördern kompetitives Verhalten stärker. Wo sollen die Kinder einen vernünftigen Umgang mit solchen Mustern lernen, die ja in unserer Gesellschaft durchaus ihren Nutzen haben, wenn nicht zu Hause?

Die Väter sollten darum in Sachen Erziehungs- und Familienarbeit von ihren Partnerinnen und den Grosseltern nicht an die Seitenlinie des Spielfelds gestellt, sondern steil angespielt und in die Verantwortung genommen werden. Sonst verleidet es ihnen. Denn auch das hat die Studie gezeigt: Väter, die ständig kritisiert werden, ziehen sich entmutigt zurück.

Patrick Imhasly ist Redaktor im Ressort Wissen der «NZZ am Sonntag».